

Seite 1

FULL OF LOVE

Exklusiver Einblick in unser
bookish Frühjahr 2026

Seite 2

Sei gespannt auf...

Seite 4 Kathinka Engel, Unmasking Billionaires' Row

Seite 10 Monty Jay, The Lies we steal

Seite 16 Romance Horoskop

Seite 20 Meg Jones, Clean Point

Seite 26 Mika Healand, Beyond his Reach

Seite 30 Isabel Kritzer, Falling slowly

Seite 36 Emma Noyes, Soul of Shadows

Seite 42 Beth O'Leary, Swept away

Seite 3

Leser:innen,

mit diesem Leseprobenheft laden wir euch ein, exklusive Einblicke in unsere neuesten Geschichten zu werfen. Bei everlove findet ihr alles, was Romantiker:innen glücklich macht: zarte Slow Burn, Meet Cutes die wohligh warm glühen, bis hin zu leidenschaftlichen Momenten, in denen ordentlich die Funken sprühen! Und für alle, die den Zauber lieben, gib es eine feine Prise Romantasy. Egal ob ihr von zarten Liebesgesten träumt oder euch von dramatischen Liebesgeschichten mitreißen lassen wollt – bei uns ist für jede:n von euch das Passende dabei.

Wir wünschen euch ganz viel Freude beim Stöbern,
Schmökern und Verlieben!

Euer everlove-Team

Seite 4

KATHINKA ENGEL

UNMASKING BILLIONAIRES' ROW

PROLOG

Er

Ich bin ihr so nah wie noch nie. So nah, wie ich ihr nie kommen wollte. Nie kommen sollte. Sie will sich aus meinem Griff befreien, aber ich presse sie mit meinem Körper gegen eins der Bücherregale und halte ihre Handgelenke fest. Ich muss wissen, was sie hier in der alten Bibliothek von Balintyre Castle gesucht hat, vorher lasse ich sie nicht gehen.

Sie versucht, mich zu treten, hat aber nicht genug Spielraum. Und auf einmal höre ich ein Geräusch. Schritte. Er kommt! Er fragt sich, wo wir sind. »Keinen Mucks!«, flüstere ich und lege mir den Finger auf die Lippen. Sie sind so nah an ihren, dass mein Finger beide berührt. Meine und ihre. »Hör mir zu, Kit.« Ich sage es so leise, dass ich mir nicht sicher bin, ob sie mich versteht. Sie zuckt zusammen, als sie ihren Namen hört. Erneut windet sie sich, doch ich halte sie wie in einem Schraubstock. Ich werde nicht zulassen, dass sie uns verrät. »Ich werde dich gleich küssen.«

»Bist du auch noch ein Vergewaltiger?«, flüstert sie.

»Sei still.« Ich presse meine Hand auf ihren Mund, aber offenbar ist ihre Angst vor mir größer als die Angst vor ihm, denn sie beißt mich. Sie beißt so fest zu, dass ich vor Schmerz aufschreien will. Aber ich darf keinen Ton von mir geben.

Gequält verziehe ich das Gesicht, trotzdem lässt sie nicht locker, und ich verkneife mir jeden Laut. Sie windet sich erneut unter meinem Griff, aber ich bin gnadenlos. Vor Schmerz steigen mir Tränen in die Augen, dennoch sehe ich sie an, wie um ihr zu zeigen, dass ich es aushalte. Und dann löst sich eine Träne und rinnt mir die Wange hinunter. Meine Hand brennt unerträglich, der Schmerz breitet sich aus, und ich weiß nicht, wie lange ich noch standhaft bleiben kann.

Die Schritte kommen immer näher. Ich habe nur eine Chance. Ich beuge mich nach vorne, zögere. Ich darf nicht. Darf es nicht sagen. Und dann spreche ich es doch aus. Meine Lippen an ihrem Ohr. Ich sage die Wahrheit, die ungeheuerliche Wahrheit, die ich seit Jahren vor ihr geheim halte. Meine Worte sind so leise, dass nicht einmal ich sie hören kann. Etwas lauter fahre ich dann fort: »Und ich werde dich jetzt küssen, damit wir ein Alibi haben. Also bitte« – meine Stimme bricht selbst im Flüstern, weil der Schmerz meinen Körper lähmt – »lass meine Hand los.«

Ihr Mund klappt auf. Glaubt sie mir? Egal, Hauptsache meine Hand ist frei. Meine Finger pochen, und aus dem Augenwinkel sehe ich die tiefen Bissspuren. Ein dünnes Rinnsal aus Blut und Spucke läuft daran hinunter. Ich habe das Gefühl, ihre Beine geben nach, aber ich halte sie aufrecht. Denn jetzt sind die Schritte ganz nah. Mein Herz pocht an ihrer Brust, ihr Herz rast an meiner. Und dann presse ich meine Lippen auf ihre. Es ist falsch, aber es fühlt sich richtig an. Meine Hände krallen sich in ihre Haare, und sie sinkt gegen mich, ganz so, als wäre dieser Kuss echt.

Ein Räuspern ertönt. Und obwohl das hier nie hätte passieren dürfen, wünsche ich mir für den Bruchteil einer Sekunde, wir könnten noch länger in diesem Moment verharren. In diesem Kuss. Um eine Sehnsucht zu stillen, von der ich nicht wusste, dass sie existiert.

Doch jetzt ist er hier. Er hat uns gefunden.

Vor 6 Monaten

Ich glaube, jemand will mich umbringen. Sicher bin ich mir nicht, denn ich

kann keinen klaren Gedanken fassen. Da sind dieser stechende Kopfschmerz und ein Geschmack im Mund, als hätte ich aus einem brackigen Aquarium getrunken. Habe ich aber nicht, denn sonst hätte ich nicht gleichzeitig diesen quälenden Durst.

6Und dann höre ich es wieder. Das Geräusch, das mich aus dem Schlaf gerissen hat. Die Klingel an der Haustür? Jetzt bin ich mir sicher. Ja, wer auch immer das ist, will mich umbringen, denn der Schmerz in meinem Kopf wird durch das schrille Geräusch nur noch verstärkt. Wie spät es wohl ist?

Statt auf dem Nachttisch nach meinem Handy zu tasten, ziehe ich mir die Decke über den Kopf. Die Welt soll mich bitte noch einen Moment in Ruhe lassen. Tröpfchenweise kehrt die Erinnerung an den gestrigen Abend zurück. Wir waren im Pub – ein letztes Mal in dem Studentenpub mit den unschlagbaren Preisen. Danach bin ich mit ein paar Leuten noch weitergezogen. Es war unser letzter gemeinsamer Abend und niemand wollte, dass er vorbeigeht. Ein drittes Klingeln lässt mich entnervt die Decke zurückschlagen. Mühsam hieve ich mich aus dem Bett. Wehe, es ist ein Nachbar, der sich ausgesperrt hat. Dann gnade ihm Gott.

Fast stoße ich auf dem Weg zur Tür mit einem Turm aus Umzugskartons zusammen. Die werden später abgeholt und in eine Storage Unit gebracht. Denn im Gegensatz zu den meisten anderen will ich nicht sofort anfangen zu arbeiten. Die letzten Jahre waren hart genug – das Informatikstudium und die Einsamkeit –, jetzt möchte ich noch eine Weile frei sein. Reisen. Als Erstes zu meinem besten Freund Oliver nach Iowa, wo er mit seinen Eltern auf einer Farm lebt.

Neben der uralten Sprechanlage, die an den meisten Tagen nur in eine Richtung funktioniert, muss ich mich an der Wand abstützen. Die letzte Runde Shots hätte es definitiv nicht mehr gebraucht. Es ist immer die letzte Runde.

»Ja?«, frage ich mit einer Stimme, die nach Reibeisen klingt. Offenbar ist heute kein Tag, an dem ich die Gegenseite hören kann, denn die Leitung knackt nur. »Sechster Stock«, sage ich deswegen und drücke auf den Buzzer. Es dauert immer eine Weile, bis der klapperige Aufzug es nach oben geschafft hat. Dieses Haus, mein Einzimmerapartment, der nicht vorhandene Wasserdruck und der leicht modrige Geruch im Treppenhaus werden mir sicher nicht fehlen.

Oliver hat oft gefragt, warum ich nicht in eine weniger ranzige Wohnung ziehe. Denn natürlich hätte ich einfach nur die Melvilles fragen müssen, ob ich etwas mehr Geld kriege. Aber ich habe es aus demselben Grund nicht getan, aus dem ich in Manchester studiert habe und nicht in Oxford oder am Imperial College – oder sogar an irgendeinem ultrateuren College in den USA. Weil ich niemandem auf der Tasche liegen will. Nicht einmal, wenn die Tasche aus echter Lotusseide von schweigenden buddhistischen Mönchen handgenäht und mit den Initialen LM bestickt wurde – natürlich

mit Echtgoldfaden.

Oliver fand es nicht verwerflich, Superreiche auszunehmen, aber ich fühlte mich in meinem miefigen Loch besser als in einem Loft, für das Lachlan Melville bezahlt hatte. Nicht, dass ich etwas gegen Lachlan Melville hätte. Im Gegenteil. Ich habe ihm alles zu verdanken, was ich bin. Aber man braucht Prinzipien. Und eins meiner Prinzipien ist, dass ich nicht in diese, in seine Welt gehöre.

Der Aufzug nähert sich und kommt schließlich im sechsten Stock zum Stehen. In dem Moment, den es dauert, bis die Türen sich öffnen, fällt mir auf, dass ich abgesehen von meinem Friends-T-Shirt und einer sehr wahrscheinlich löchrigen rosa Baumwollunterhose nichts an habe, aber es ist zu spät, um mir weiter darüber Gedanken zu machen.

Aus dem Aufzug steigt ein Postbote. »Miss Katherine Sterling?«, fragt er mit Blick auf die Adresse auf einem unscheinbar aussehenden Umschlag. »Das bin ich«, erwidere ich und versuche, mein T-Shirt ein bisschen weiter nach unten zu ziehen.

Doch er nimmt ohnehin keine Notiz von mir. »Ein Einschreiben für Sie. Bitte unterschreiben Sie hier.«

Er hält mir so ein elektronisches Ding hin, auf dem Unterschriften nie aussehen wie Unterschriften, weil das Display verzögert reagiert und der Plastikstift nur ungefähr sechzig Prozent der Zeit überhaupt funktioniert. »Schönen Tag noch«, sagt er, dreht sich um und steigt zurück in den Aufzug. »Ebenso«, murmle ich, aber da sind die Türen schon wieder zu.

Ich blicke auf den weißen Umschlag. Ernsthaft? Und dafür kann ich den letzten Rausch in meiner Studentenwohnung nicht richtig ausschlafen? Seufzend schließe ich die Tür, zapfe mir in der Küche ein Glas Wasser und leere es auf einen Zug. Der eklige Geschmack in meinem Mund ist zwar noch da, aber immerhin fühle ich mich jetzt wieder etwas mehr wie ein Mensch.

Dann nehme ich den Brief wieder zur Hand und drehe ihn um. Mein Blick fällt auf den Absender, und augenblicklich macht sich ein ungutes Gefühl in mir breit. Es ist der Name einer Anwaltskanzlei in London.

Mit klammen Fingern öffne ich den Umschlag. Was will ein Londoner Anwalt von mir? Ich ziehe das Schreiben heraus. Eine Seite, in einer Serifenschrift bedruckt.

Sehr geehrte Miss Katherine Sterling, lese ich, dann verschwimmen die Worte vor meinen Augen.

... traurige Nachricht ...

... Ableben Ihres Vaters ...

... Beisetzung am 28.6. ...

... mein aufrichtiges Beileid ...

... in dieser Stunde der Trauer ...

Der Brief segelt mir aus der Hand, ich stehe zitternd auf, ohne zu wissen,

warum. Wieder muss ich mich abstützen, doch es liegt nun nicht mehr am Alkohol von gestern Nacht.

Die Erkenntnis schlägt ein wie ein Blitz: Während ich in den letzten Wochen mein Leben in vollen Zügen genossen habe, ist mein Dad gestorben. Aber das kann doch nicht sein. Er ist nicht einmal sechzig. Überraschender- und vollkommen unpassenderweise entfährt mir ein Lachen. Das muss alles ein großer Irrtum sein.

Doch Menschen sterben. Auch mit Mitte fünfzig sterben Menschen.

Aber ich hatte keinen Kontakt zu ihm! Das darf nicht sein. Wir haben uns nicht mehr gesehen, seit ...

... seit sie ihn abgeholt haben. So lange habe ich ihn nicht mehr gesehen. Ich war zwölf. Jetzt bin ich zweiundzwanzig.

Anfangs hat er mir noch regelmäßig geschrieben. Doch ich habe keinen der Briefe geöffnet, bis auf einen. Und irgendwann kamen nur noch Karten zu meinem Geburtstag.

Ich hole mein Handy vom Nachttisch. Der Akku ist fast leer, weil ich natürlich vergessen habe, es anzuschließen, als ich gegen fünf Uhr morgens nach Hause kam. Dennoch öffne ich den Chat mit Oliver.

Mein Dad ist tot.

In Iowa ist es gerade vier Uhr nachts, aber weil Olly sich frühmorgens schon um die Tiere kümmern muss, ist er wahrscheinlich schon wach. Und tatsächlich, er tippt.

Oh mein Gott, Kit, was?? Kann ich was tun? Das tut mir so leid.

Wie geht's dir damit?

Ich kaue auf meiner Unterlippe. Jetzt geht es mir schon etwas besser. Ich fühle mich nicht mehr ganz so allein, nicht mehr ganz so überfahren.

Oliver kam genau zur richtigen Zeit in mein Leben. Es war ein komisches Schulprojekt, bei dem man mit einer wildfremden Person irgendwo auf der Welt zusammengewürfelt wurde. Es ging darum, sich kennenzulernen, ohne dass Herkunft, Aussehen, Stand oder was auch immer eine Rolle spielten.

Ich war gerade frisch bei den Melvilles eingezogen und unter der Woche in einem Internat, in dem ich keinen Anschluss fand. Mein Dad hatte mich im Stich gelassen, und dieses Projekt war perfekt für mich. Oliver und ich schrieben uns Mails, bis wir irgendwann auf einen Messenger umstellten, weil es praktischer war. Ab und zu telefonieren wir auch. Jedenfalls sind wir seit fast zehn Jahren beste Freunde, und Oliver gibt mir immer das Gefühl, nicht allein zu sein. Wie jetzt gerade.

Es ist komisch. Er war eigentlich ein Fremder.

Aber trotzdem ist es ein Schock.

Das glaube ich dir.

Ich dachte, ich hätte mehr Zeit.

Ich weiß.

Ich dachte, irgendwann verzeihe ich ihm.

Ich weiß.

Fuck.

Fuck, denke ich noch mal. Ich weiß, ich müsste weinen. Aber damit habe ich aufgehört, als ich meinen Dad zum ersten Mal verloren habe.

Seite 10

MONTY JAY

THE LIES WE STEAL

Leseempfehlung für diesen Titel: Ab 18 Jahre

BEGEGNE DEINEM TEUFEL

Briar

Irgendwie hat die Idee in meinem Kopf viel besser geklungen, als sie sich jetzt gerade anfühlt. Den ganzen Abend über ist uns der Plan großartig vorgekommen, beim Fertigmachen, auf der Fahrt hierher. Auch die ersten zwanzig Minuten haben sich noch richtig gut angefühlt.

»Ich kann nicht fassen, dass ich freiwillig mitgekommen bin«, lacht Lyra und versteckt ihr Gesicht hinter ihrem roten Plastikbecher, der noch genauso voll ist wie bei unserer Ankunft.

Wir stehen draußen in einer dunklen Ecke und beobachten die Leute.

Ich hatte mir eigentlich vorgestellt, dass ich heute Abend zum Social Butterfly mutieren würde: Lyra und ich quatschen mit anderen Mädels über unsere Kurse oder darüber, welche Jungs wir gut finden. Ich lerne einen netten Typen kennen und gebe ihm meine Nummer.

Tja. Nichts davon ist bisher passiert.

»Okay, vielleicht ...« Ich stoße ein Uff! aus, als jemand in mich reintorkelt, ein genuscheltes Sorry hinterherschickt und dann einfach weiterstolpert.

»Vielleicht war's doch keine so gute Idee. Aber zu meiner Verteidigung: Ich hätte nicht gedacht, dass die Party so ausartet!«

Von der Terrasse hinter Jasons Haus aus blicke ich auf all die Betrunknen, die sich im Garten und im Pool drängen. In einem wunderschönen Pool, der die Schwimmerin in mir neidisch werden lässt. Schwimmen ist der einzige Sport, in dem ich je halbwegs gut war, aber meine Highschool hatte natürlich nicht mal annähernd so etwas Schönes wie das hier. Also, wenn man von den Körperflüssigkeiten und dem ganzen Müll absieht, der gerade darin herumschwimmt.

Der DJ lässt viel zu laute Musik aus großen Boxen dröhnen, und wenn man denkt, der Garten sei überfüllt: Drinnen ist es noch schlimmer. Unzählige Körper füllten jeden Quadratzentimeter der Villa, strömten aus dem

Wohnzimmer, der Küche und sogar aus den Schlafzimmern im Obergeschoss. Durch den Dunst der Nebelmaschine, der sich mit süßlich-scharfen Weed-Rauch vermischt, sehe ich Leute, die sich zum treibenden Beat aneinanderreiben.

»Ich hab's dir gesagt: Die Kids aus Ponderosa Springs sind nicht normal. Alles muss zehnmal härter sein als bei normalen Teenagern. Liegt am Geld. Sie denken, sie seien unantastbar«, ruft Lyra über die Musik hinweg. Ich habe meine neue Mitbewohnerin praktisch hierher gezerrt und irgendwas davon gefaselt, dass wir versuchen sollten, mehr als nur Geister zu sein. Das hier ist schließlich unser erstes Jahr an der Uni. Die nächsten vier Jahre sollen angeblich die beste Zeit unseres Lebens werden. Da dachte ich, diese Party wäre ein guter Anfang.

Die Idee war gut, nur die Umsetzung ging ein bisschen daneben.

»Ich bin für Abhauen und Tilly's Diner: fettige Burger und Pommes. Was meinst du?«, schlägt Lyra vor, weil es offensichtlich ist, wie unwohl wir beide uns hier fühlen.

Ich lasse den Blick noch einmal schweifen: Paare, Trios und mehr, ineinander verschlungen. Zungen überall. Kleine Plastiktütchen voller Pillen wechseln unauffällig die Besitzer. Meine Lungen brennen, obwohl wir draußen sind. Ich will einfach nur weg.

»Absolut. Lass uns ...« setze ich an, aber plötzlich brüllt jemand einen Namen, und alle fallen in den Sprechchor mit ein.

Lyra und ich blicken gleichzeitig zur Dachkante hoch. Da steht ein Typ, bekleidet nur mit dem, was Gott ihm gegeben hat, plus einem Lacrosse-Helm.

»Heilige Scheiße ...« murmelt Lyra und schirmt ihre Augen gerade noch rechtzeitig mit der Hand ab, bevor der Kerl etwas Unverständliches grölt und sich vom Dach in den Pool stürzt.

Die Leute um uns herum flippen aus, jubeln, kreischen, lachen, völlig im Moment versunken.

»Wenn ich nie wieder auf so eine Party gehe, wäre das immer noch zu früh«, stoße ich fassungslos aus.

Lyra nickt zustimmend und kippt ihren Drink einfach über die Schulter.

»Los! Jetzt!«

»Okay. Ich muss nur noch kurz aufs Klo, dann verschwinden wir.«

»Soll ich mitkommen? Ich traue hier niemandem«, ruft sie mir über das Chaos hinweg zu.

»Ja! Nicht, dass wir uns verlieren.«

Gemeinsam bahnen wir uns den Weg über die Veranda zur Tür. Die Hitze im Wohnzimmer schlägt mir ins Gesicht, lässt mich einen Moment zögern. Drinnen ist es stockfinster, nur silberne Stroboblitzte jagen über schweißnasse Körper. Es ist eng. Zu eng. Menschen dicht an dicht.

Wie kann so was Spaß machen?

Mit einer verschwitzten Hand klammere ich mich an Lyra, die uns so gut

wie möglich durch das Gedränge manövriert. Wir kommen langsam voran, bis sich plötzlich jemand zwischen uns schiebt. Meine Finger rutschen ab, und es ist so dunkel, dass ich kaum ein Gesicht erkennen kann.

»Lyra!«, rufe ich gegen den lauten Beat an, kneife die Augen zusammen, suche die Menge nach ihren braunen Locken und dem gemusterten Shirt ab. Mein Atem wird flach, mein Mund trocken. Ich zwing mich, ruhig zu bleiben, nicht durchzudrehen, nicht plötzlich Angst vor überfüllten Räumen zu entwickeln.

Ein neuer Song beginnt. Kein gut gelaunter Hip-Hop-Remix mehr, sondern ein gellender Gitarrenschrei mit dahinrasenden Drums. Plötzlich kriecht mir eine eisige Kälte die Wirbelsäule hinab. Meine Sinne schalten hoch. Die Haut an meinen Unterarmen beginnt zu kribbeln, der Atem geht tiefer in den Bauch. Ich nehme alles überdeutlich wahr.

Ich kenne dieses Gefühl. Auch wenn andere nicht mitbekommen, dass sie beobachtet werden, ich schon. Und jetzt gerade denke ich – nein, ich weiß –, dass mich jemand beobachtet. Ich fahre herum, checke links und rechts. Aber alle anderen sind im High der Party gefangen.

Jemand bläst mir eine Rauchwolke ins Gesicht, sodass ich husten muss und mit der Hand wedele, um mein Sichtfeld wieder freizubekommen.

Da zuckt mein Körper zusammen, mein Herz sinkt mir in die Magengrube, erschreckt von dem, was ich plötzlich sehe. Das Stroboskoplicht fängt die Facetten seines Gesichts in flackernden Einzelaufnahmen ein. In der einen Sekunde ist er da, in der nächsten nur noch Dunkelheit.

Er setzt sich nach und nach zusammen, in Bruchstücken, wie ein Puzzle. Breite Schultern unter schwarzem Leder, ein weißes Shirt, das sich straff über seine Brust spannt, sich über die harten Muskeln darunter legt. Der perfekte Körper eines Schwimmers. Groß, breit, auf eine schmale Taille zulaufend. Seine Hand hängt locker an der Seite, während er mit dem Rücken an der Wand lehnt. Lange Beine in dunklen Jeans, eine Wallet Chain, die sich an sein Becken schmiegt – und mir einen Adrenalinstoß durch den Körper jagt. Zwischen uns sind mindestens zwanzig Leute, und doch sticht er heraus. Ich bewege mich nicht. Setze ihn weiter Stück für Stück zusammen, in meinem Bauch beginnt ein seltsames Pochen.

Der Rauch seiner Zigarette legt einen geheimnisvollen Schleier vor sein Gesicht, und das Stroboskop enthüllt ihn nach und nach. Ich sehe, wie die Adern an seinen kräftigen Händen hervortreten, lange Finger, geschmückt mit silbernen Ringen.

Ich schaudere kurz, denn Blut klebt an seinen Knöcheln. Und ich bin mir nicht sicher, ob mich das elektrisiert oder erschreckt. Ist er jemand, der sich wehrt? Oder jemand, der von Natur aus gewalttätig ist?

Meine Neugier ist geweckt, will mehr von ihm. Mehr als die Puzzleteile, die ich bisher sehen konnte. Ich beginne damit, die Ränder seines Gesichts zusammenzusetzen. Und das Pochen in meinem Magen sinkt tiefer, kriecht

zwischen meine Beine.

Der harte Ausdruck in seinem ansonsten engelsgleichen Gesicht raubt mir den Atem. Wie jemand, der so verdammt schön ist, gleichzeitig so verbittert wirken kann, ist mir ein Rätsel.

Alles an ihm ist makellos proportioniert. Symmetrisch, scharfkantig, intensiv.

Dunkles Haar, so schwarz wie Onyx. Dunkle Augen wie Lakritz – süß genug, um dich zu verführen, und herb genug, dass dir schlecht werden kann, wenn du nicht aufpasst.

Das hier ist nicht einer dieser Momente, in denen du denkst, jemand schaut dich an, während er in Wirklichkeit an dir vorbeisieht. Nein. Sein Blick lässt keinen Zweifel. Er sieht mich an.

Ihn umgibt ein erschreckendes Maß an Dunkelheit, die aus seinem Herz zu strömen scheint, unablässig, mit jedem Schlag. Und ich frage mich kurz: Würde sein Blut, wenn ich ihn verletze, überhaupt rot fließen?

Mein Unterleib vibriert vor Angst, vor Verlangen. Da ist diese starke Gravitation, die mich unwiderstehlich anzieht. Gleichzeitig spüre ich die Schwingungen, die von ihm ausgehen, wie konzentrische Wellen, die ein Stein in einem stillen Teich auslöst. Er ist voller Wut, Anarchie, Gewalt, und er berührt eine Saite in mir, die schon lange niemand mehr zum Klingen gebracht hat.

Furcht.

Heiß brennende Furcht, die mir die Kehle verbrüht, das Blut in meinen Adern zum Kochen bringt, und in mir das dringende Bedürfnis weckt, weit, weit wegzurennen.

Doch während mein Verstand mich anschreit, endlich abzuhaufen, hat mein Körper eine ganz andere Reaktion. Er weigert sich, unseren Blickkontakt zu brechen. Nach außen hin, erstarrt. Aber mein Inneres tobt. Dieses Gefühl zwischen meinen Beinen wird immer intensiver. Ich weiß nicht warum, aber Gefahr zieht mich schon immer unwiderstehlich an.

Als der Stroboskopblitz für den Bruchteil einer Sekunde erlischt und dann wieder den Raum erhellt, lehnt er plötzlich nicht mehr an der Wand. Nein. Er ist ein paar Schritte näher bei mir.

Eine Sekunde ist er da, in der nächsten ist er verschwunden, nur um noch näher wieder aufzutauchen.

Ein Raubtier auf der Jagd nach Beute. Auf der Suche nach etwas, in das er seine Zähne schlagen kann, das er zerreißen kann, das seinen Jagdtrieb weckt und seinen Hunger stillt.

Ich umklammere mein Handgelenk, grabe meine Fingernägel tief in die weiche Haut. Zwing mich, stehen zu bleiben. Ich muss wissen, was als nächstes passiert. Was er tun wird.

Ein weiterer Lichtblitz, dann plötzlich, fühle ich seine Nähe.

Er ist bei mir. Raubt mir die Luft zum Atmen. Lässt den Blick über meinen Körper gleiten. Nur noch ein Schritt, wenige Zentimeter, und ich könnte ihn

berühren. Ihn riechen. Ihn spüren.

Als würde er das alles wittern, lässt er seine Zunge langsam über die Eckzähne gleiten und senkt den Kopf, der Kiefer angespannt. Seine Augen fordern mich heraus. Er weiß, dass ich nervös bin. Er wartet darauf, dass ich mich umdrehe und das Weite suche. Ich glaube, ein Teil von ihm will mich jagen, will, dass ich versuche zu entkommen, damit der Wolf in ihm mich verfolgen kann.

Dunkelheit umfängt mich für einen weiteren Moment. Ich halte den Atem an. Bereit, die Konsequenzen meiner Entscheidung zu tragen. Bereit, mit der Zerstörung umzugehen, die er bei mir anrichten wird. Bereit zu sehen, wie in seinen Augen so etwas wie Überraschung aufblitzt, weil ich mich keinen Zentimeter bewegt habe.

Für den Bruchteil einer Sekunde rieche ich etwas Warmes, Würziges. Spüre seine Nähe. Direkt an mir. Sein Atem an meiner Haut.

Ich schließe meine Augen.

»Briar!«

Lyras Stimme durchdringt den Nebel. Ich reiße die Augen wieder auf, und mir wird klar: Er ist weg. Verschwunden. In der Menge untergetaucht, ohne ein einziges Wort.

»Hey, weißt du, wer ...« Ich breche ab. Lyra weiß viel über die Leute hier, aber wie soll ich ihn beschreiben? Groß? Heiß? Und wenn er dich ansieht, hast du das Gefühl, er könnte dich bei lebendigem Leib verschlingen? Sie wird denken, dass ich den Verstand verloren habe.

»Wer was?«, ruft sie, die Augenbrauen besorgt zusammengezogen.

Ich schaue mich noch einmal um, versuche, einen letzten Blick auf seine Lederjacke oder die Silberringe zu erhaschen.

Vergeblich.

»Niemand. War nichts. Komm, lass uns abhauen.«

Seite 16

ENTDECKE, WAS DIESES JAHR IN DEINEN STERNEN STEHT!

WIDDER (21.3.–20.4.)

Liebe: Du willst dieses Jahr nichts lauwarmes. Deine Vibes sind

»all in« – mit viel Kick, Risiko und Gänsehautmomenten. Was würde da besser passen als ein gefährlich smarterer Bookboyfriend ... oder auch zwei?

Zukunft: Du spielst Katz und Maus mit der Wahrheit – aber wirst du es schaffen, dabei nicht dein Herz zu verlieren?

Buch-Tipp: Our Darkest Lies von Sara Rivers

STIER (21.4.–20.5.)

Liebe: Slow Burn und echte Heilung – genau dein Tempo in diesem Jahr. Dafür braucht es aber auch eine:n Partner:in mit

großem Herz, ruhiger Stärke und viel Geduld.

Zukunft: Du sprichst Bedürfnisse klar aus, setzt liebevolle Grenzen und merkst, wie Stabilität plötzlich doch ziemlich hot sein kann.

Buch-Tipp: The Brightest Light of Sunshine von Lisina Coney

ZWILLINGE (21.5.–21.6.)

Liebe: Heiße Flirts & viel Banter – dein chaotisch-liebevoller Best Friend wird dir dieses Jahr vielleicht doch mehr bedeuten als anfangs geplant.

Zukunft: Aus »Wir sind nur Freunde und passen einfach nicht zusammen« wird ein »Oder?«.

Buch-Tipp: Josh and Hazel's Guide to Not Dating von Christina Lauren

KREBS (22.6.–22.7.)

Liebe: Dieses Jahr sucht dein Herz einen absoluten Safe Space. Dafür braucht es allerdings jemanden an deiner Seite, der dich versteht und mit dem du wirklich auf Augenhöhe bist.

Zukunft: Es gilt also: Ausschau halten nach loyalen Green Flags!

Buch-Tipp: Out on a Limb von Hannah Bonam-Young

LÖWE (23.7.–23.8.)

Liebe: Spotlight-Babe! Die Liebe kommt dieses Jahr mit ganz vielen Backstage-Schmetterlingen daher und spendiert dir einen richtigen Bad Boy.

Zukunft: Dich erwartet eine Liebesgeschichte so schön wie ein Lovesong – wenn du hinter die Fassade blicken kannst.

Buch-Tipp: The Melody of Us von Lorena Schäfer

JUNGFRAU (24.8.–23.9.)

Liebe: Deine Sterne stehen dieses Jahr eigentlich gar nicht auf Liebe. Aber mit einer Person, die das komplette Gegenteil von dir ist, kann es vielleicht doch noch was werden.

Zukunft: Herz vs. Kopf? Trau dich, mehr Gefühle zuzulassen – du wirst überrascht sein, wie gut das tut.

Buch-Tipp: Written in the Stars von Alexandria Bellefleur

WAAGE (24.9.–23.10.)

Liebe: Dieses Jahr trifft dich die Liebe ganz weit weg von zu Hause – auf einer wundervollen Insel. Funken und Herzklopfen garantiert.

Zukunft: Stell dich deinen Geheimnissen und endlich auch

deinen Gefühlen.

Buch-Tipp: Meet Me at Sunrise von Mareike Allnoch

SKORPION (24.10.–22.11.)

Liebe: Düster & moralisch fragwürdig – genau dein Terrain dieses Jahr. Halte also Ausschau nach einem (oder mehreren?) dominanten und unwiderstehlichen Boy(s).

Zukunft: Du spielst mit dem Feuer, aber diesmal bestimmst du die Regeln.

Buch-Tipp: Golden Blood – A Deal with Darkness von D. C. Odesza

SCHÜTZE (23.11.–21.12.)

Liebe: Du liebst tief und loyal – aber gerade wird's eng zwischen Liebe, Selflove und Karrierezielen. Wenn zwei Herzen im gleichen Takt schlagen, braucht es trotzdem Raum zum Atmen.

Zukunft: Kannst du deine Beziehung retten, ohne deine eigenen Träume aus den Augen zu verlieren?

Buch-Tipp: The Worst Kind of Perfect von Kim Leopold

STEINBOCK (22.12.–20.1.)

Liebe: Dein Herz ist ein Ozean – tief, magisch, manchmal überfordernd. Gerade zeigt dir das Leben, dass in deiner Sensibilität auch deine größte Stärke liegt.

Zukunft: Stell dich deinen inneren Schatten – da beginnt deine wahre Power.

Buch-Tipp: Her Dark Power von Carina Schnell

WASSERMANN (21.1.–19.2.)

Liebe: Du liebst das Außergewöhnliche – und stolperst in eine Anziehung, die online beginnt und alles infrage stellt. Deine neue Bekanntschaft ist mysteriös, gefährlich und faszinierend.

Zukunft: Du musst deine Grenzen neu definieren und Vertrauen testen.

Buch-Tipp: Lights Out von Navessa Allen

FISCHE (20.2.–20.3.)

Liebe: Du willst der Liebe dieses Jahr eigentlich abschwören, aber eigentlich sehnt sich dein Herz trotzdem nach zarten Neuanfängen und Big Feelings.

Zukunft: Die Schatten deiner Vergangenheit holen dich ein und fordern dein Glück heraus ...

Buch-Tipp: Keep on Living von Toni Winter

Scottie

Mein ganzes Leben lang hatte ich mich für diesen Sport aufgerieben, hatte für ihn gelebt und geatmet. So war es zu diesem Moment gekommen. Ein heißer Sommertag Mitte Juli, Wimbledons Centre-Court, das Finale im Dameneinzel. Der erste Satz ging an sie. Der zweite an mich. Und der dritte und letzte war zum Greifen nah.

Ich hielt den Schläger fest in der Hand und ließ den kleinen grünen Ball rhythmisch vom Rasen hochspringen.

Eins. Zwei. Drei. Genau wie Dad früher.

Ich warf einen kurzen Blick auf die voll besetzte, aufgeheizte Zuschauertribüne, fand die Spielerbox und entdeckte ihn sofort. Früher war er selbst Tennisprofi gewesen. Mit Ende dreißig hatte er sich zur Ruhe gesetzt und konzentrierte sich seither auf die Förderung meines Talents.

Ich nickte zufrieden und fixierte mit einem schwachen Lächeln wieder meine Gegnerin, Dylan Bailey, die in Erwartung meines Aufschlags ungeduldig von einer Seite zur anderen schwang.

Nachdem eine Windböe abgeklungen war, warf ich den Ball schließlich in die Luft, atmete aus und feuerte ihn wie eine Rakete über den Platz.

Dylan reagierte schnell. So ging es Schlag um Schlag weiter.

Ich durfte mir keinen einzigen Fehltritt erlauben, nicht wenn ich das hier mit einem Sieg beenden wollte. Ich achtete nicht auf mein wild rasendes Herz, konzentrierte mich ganz auf das eine Ziel, für das ich mein Leben lang unermüdlich trainiert hatte.

Den verdammten Ball zurückzuschlagen.

Er flog übers Netz, sprang im Feld auf der anderen Seite auf und schoss an Dylan vorbei ... Sie hatte ihn verpasst. Die Menge brach in Jubel aus, und als ich mich umsah, begriff ich, dass das alles mir galt.

»Spiel, Satz, Sieg – Rossi ...«

Ich hatte gewonnen. Das gehörte mir. Endlich hatte ich es geschafft.

Ich stolperte zum Netz und streckte Dylan die Hand hin. Sie ergriff sie, und zog mich an der Hand nah zu sich heran. Für die Menge mochte es wie eine Umarmung aussehen, doch es war alles andere als das; sie verfügte nach dem anstrengenden Match noch über deutlich größere Kraftreserven als ich.

In dem ohrenbetäubenden Jubel gingen ihre Worte fast unter. »Merk dir das Gefühl, Scottie. Es währt nicht ewig«, raunte sie mir ins Ohr.

Sie wandte sich ab und überließ mich der Menge, die Funktionäre kamen und gratulierten mir. Anscheinend hatte niemand den Moment bemerkt.

Dylan nahm die Trophäe für den zweiten Platz entgegen und bedankte sich

mit erwartungsgemäß leicht niedergeschlagener Miene bei den üblichen Leuten. Ihre Worte ließen mich nicht los, und trotz meines Siegs breitete sich ein ungutes Gefühl in meinem Bauch aus.

Als meine Finger das kühle, polierte Silber des Venus-Rosewater-Dishs berührten, war ich jedoch überwältigt. Erleichterung durchströmte mich, und ich erinnerte mich an all die Male, als ich aufhören wollte. Noch vor ein paar Monaten, als ich mir eine Knieverletzung zugezogen hatte und mit dem Training pausieren musste. Ich war mir sicher gewesen, dass ich für Monate ausfallen würde.

Im Blitzlichtgewitter der Kameras hielt ich die Schale hoch, sah wieder zur Spielerbox und suchte meinen Vater. Sein Blick war auf mich gerichtet, und ich spürte seinen Stolz darüber, dass ich es ihm endlich gleichgetan und meinen eigenen Titel errungen hatte, bis hierher. Der Rest der Zeremonie ging in einem seligen Rausch aus Champagner und Jubel unter.

Bei Sonnenuntergang spürte ich die Erschöpfung nach den anstrengenden Wettkampfwochen. Ich fuhr früh heim, zu dem Haus, das ich noch immer mit meinem Vater bewohnte. Etwas

Abstand wäre zwar ganz schön gewesen, aber da wir jeden Morgen zusammen trainierten, war es praktischer.

Mit zweiundzwanzig war ich letztes Jahr ins Poolhaus gezogen, wodurch ich etwas unabhängiger war und mehr Raum für mich hatte, doch um dorthin zu gelangen, musste ich immer noch durchs Haupthaus.

Als ich durch die Flure in Richtung Garten schlenderte, hörte ich aus der Küche eine vertraute Stimme.

»Wir müssen es ihr sagen«, forderte Jon mit lauter Stimme. Er war seit ein paar Jahren die rechte Hand meines Vaters und vertrat ihn oft beim Training. Seine Worte stimmten mich misstrauisch, und vorsichtig schlich ich näher heran, als mein Vater antwortete.

»Sie braucht es nicht zu wissen.«

Bange lauschte ich Jons Widerspruch. »Da bin ich anderer Meinung. Es ist ihr Körper, und du setzt alles aufs Spiel, wofür sie gearbeitet hat.«

»Alles aufs Spiel zu setzen, hieße, nichts zu tun. Ich habe in den letzten dreizehn Jahren alles für ihre Karriere getan. Ich wollte nicht zusehen, wie sie ihre Chance verpasst.«

Die Ernsthaftigkeit ihres Gesprächs beunruhigte mich zutiefst. Während ich die kryptische Bedeutung ihrer Worte zu entschlüsseln versuchte, stürmten jede Menge Fragen auf mich ein. Es ging doch um mich, oder? Sie mussten über mich sprechen.

Jon und mein Vater standen sich angespannt gegenüber, zwischen ihnen die breite Marmorthke. Mein Vater wandte mir den Rücken zu, in Jons Gesicht

sah ich tiefe Sorgenfalten. Wieder hörte ich die schneidende Stimme meines Vaters, in der ein bedrohlicher Unterton lag. »Mir ist durchaus bewusst, was auf dem Spiel steht. Schließlich ist es mein Name, mein Erbe, das sie fortführt. Für mich steht genauso viel auf dem Spiel wie für sie.«

Jons Stimme zitterte, in eindringlichem Ton setzte er an, etwas zu erwidern, aber die Worte blieben ihm im Hals stecken. »Matteo, ich ...«

Plötzlich hatte ich genug. Mit einer grimmigen Entschlossenheit betrat ich die Küche. Als er meinem Blick begegnete, weiteten sich Jons trübe Augen vor Überraschung.

»Worüber redet ihr?«, fragte ich.

Langsam drehte sich mein Vater zu mir um. Sein Blick hatte eine beunruhigende Intensität. »Über nichts«, sagte er betont ruhig. »Du solltest ins Bett gehen. Du hast ziemlich viel getrunken.«

Seine Worte, in denen eine unterschwellige Zurechtweisung anklang, bestärkten mich nur in meiner Entschlossenheit.

»Dad, was ist los?«, fragte ich noch mal. Keine Antwort, das Schweigen dehnte sich. Verzweifelt wandte ich mich zu Jon um und sah ihn mit flehendem Blick an. »Jon, sag du es mir.«

Jons Miene veränderte sich, er wirkte ziemlich zerknirscht, schüttelte jedoch den Kopf und konnte mir nicht in die Augen sehen. »Tut mir leid, Kleine«, sagte er.

Panik stieg in mir auf und drohte mich zu überwältigen. Fest ballte ich die Hände zu Fäusten, grub die Nägel in die Handflächen und bemühte mich, einigermaßen die Fassung zu wahren.

»Wir können morgen früh darüber reden«, sagte Dad mit nichtssagender Miene. Sein Auftreten war so ruhig, so überzeugend, dass ich für einen Moment versucht war, ihm zu glauben. Doch dann fiel mein Blick auf eine Flasche mit Tabletten auf dem Tresen. Neben einem grünen Smoothie, den ich üblicherweise morgens trank, schien eine zu einem weißen Puder zerdrückt zu sein.

Und als mein Vater sich absichtlich davorschob und sie mit seiner imposanten Gestalt offenbar meinem Blick entziehen wollte, wurde mir alles klar.

»Ist es das, was ich denke?«, stieß ich hervor und jedes Wort kostete mich enorme Anstrengung. Die Spannung im Raum wuchs, mit jeder Sekunde verstärkte sich das drohende Unwetter.

Für einen kurzen Moment entgleisten die Gesichtszüge meines Vaters und in seinem Blick flackerte Sorge auf, dann versuchte er, sich wieder zu fassen. Ein zarter Riss in der sorgfältig aufgebauten Fassade.

»Das verstehst du nicht.«

»Da hast du recht«, räumte ich kopfschüttelnd ein. Meine Stimme klang eisig und hart. »Erklär es mir.«

»Du warst zu langsam. Monatlang keine Verbesserung. Du wolltest das Handtuch werfen. Du erinnerst dich doch, oder?« Seine Stimme zitterte, in seinen Worten klang eine Spur von Bedauern an. Aber ich vertraute ihm nicht mehr. »Ich konnte es nicht länger ertragen, wie du dich abmüht, dich quälst. Also haben wir uns was ausgedacht.«

»Du hast dir was ausgedacht«, warf Jon mit zusammengezogenen Brauen ein, dann wandte er sich an mich. »Scottie, ich habe es erst heute Abend herausgefunden.«

Dad ignorierte Jons Einwurf. »Glaubst du, Dylan Bailey macht das nicht? Alle tun es. Man kommt nicht drum herum.«

Ich war erschüttert und fühlte mich verraten und verkauft.

»Hast du ...« Ich zögerte und dachte über seine Worte nach.

Alle tun es.

Ich schluckte und versuchte, meine Entschlossenheit wiederzufinden, während meine Welt zusammenbrach.

»Hast du betrogen?«, brachte ich schließlich hervor.

Im Raum breitete sich eine erdrückende Stille aus. Die Wahrheit, die zutage getreten war, wartete auf ihr Urteil. Die Enthüllung hatte das Bild von meinem Vater erschüttert. Das Band zwischen uns, das einst unzerstörbar gewesen war, drohte zu zerreißen.

»Ja.« Seine Antwort hallte durch die Küche, und die Bruchlinie zwischen uns wurde real.

Ich rührte mich nicht vom Fleck. »Und ich?«, fragte ich.

»Du hast es gebraucht.« Er flehte: »Ich konnte doch nicht zusehen, wie meine Tochter wieder verliert.«

Ich schüttelte den Kopf und wandte mich von ihm ab. Tränen verschleierten mir den Blick, während mir nur ein Wort durch den Kopf schoss. Wie man mich nennen würde. Was ich war.

Betrügerin.

»Wie lange?«

Betrügerin.

»Scottie.« Es war mir zuwider, wie er meinen Namen aussprach. Der Verrat war mir zuwider. Dass er sich einbildete, er habe es für mich getan, dass ich ohne ihn schwach wäre. Was er mir genommen hatte. Betrügerin.

»Wie lange?« Meine Stimme bebte, meine Beherrschung begann zu bröckeln.

»Zwei Monate«, antwortete er schließlich.

Meine Gedanken rasten, aber ich kannte den Grund bereits. Die Knieverletzung.

»Ich habe seitdem Tests gemacht.«

Er schüttelte den Kopf. »Sie werden nichts finden. Es sei denn, sie suchen danach.«

Ich wusste nicht, ob das eine gute Nachricht war – dass ich damit davonkommen und den Sieg behalten konnte, wenn ich die Wahrheit

verschwieg. Ich sah zu Jon und überlegte, ob er mich anzeigen würde. Wir arbeiteten seit Jahren zusammen. Er war wie ein Onkel für mich, trainierte mich jeden Tag, aber standen wir uns nahe genug, um das von ihm zu verlangen? Dass er es geheim hielt.

»Ich ... ich habe betrogen.« Die Worte waren mir so fremd, dass es mir vorkam, als hätte sie jemand anders ausgesprochen.

»Nein«, sagte Dad entschlossen mit strenger Stimme. Er kam einen weiteren Schritt auf mich zu, aber ich wich zurück. »Du hast gewonnen.«

Seite 26

MIKA HEALAND

BEYOND HIS REACH

KAPITEL 1

Blut klebt an meinen Händen.

Mir war nicht klar, dass diese Floskel auch buchstäblich gemeint sein kann, doch seit heute weiß ich es besser.

Blut klebt. Und wie es klebt. Überall an mir.

Meine Finger zittern, während ich immer und immer wieder mit den Händen darüber schrubbe. Das Wasser aus dem verchromten Hahn färbt sich seit Minuten rot und verschwindet in einem Strudel im Abfluss.

Doch die Gefühle bleiben. Sie passen nicht durch das kleine Loch im Waschbecken.

Die Angst. Der Schock. Ich kann nicht mal benennen, welche Emotionen noch in mir toben, als ich den Kopf hebe und mich im Spiegel mustere. Schwarze Make-up-Spuren rinnen über meine Wangen. Die Mascara hat sich mit den unzähligen Tränen des Abends vermischt und sickert traurig über die bläuliche Verfärbung an meinem linken Jochbein. Meine Wange sollte höllisch wehtun, aber ich spüre rein gar nichts. Da ist kein Schmerz. Kein körperlicher zumindest. In meinen Augen dagegen stehen Scham und pure Panik. Ich erkenne die Frau vor mir kaum wieder. Sie ist schwach und seit Tagen am Ende ihrer Kräfte.

Ein weiteres Mal greife ich zu dem Seifenspende und schäume meine Finger ein. Die roten Ränder an meinen Fingernägeln bringen mich zum Würgen, doch ich unterdrücke den Drang, mich zu übergeben. Dafür bleibt keine Zeit. Es wird nicht lange dauern, bis sie hier sein werden. Bis sie mich holen kommen. Ich habe zu viel gesehen. War gegen meinen Willen an Johns Seite, als all diese schrecklichen Dinge passiert sind. Ein leises Wimmern schleicht sich bei diesem Gedanken über meine Lippen, und ich reibe noch fester über meine Haut. Noch schneller, bis meine Finger schließlich wund sind. Zittrig trockne ich mir das Gesicht in einem Handtuch ab und rubble mit dem rauen Frotteestoff über meine Unterarme und die Hände.

Ich muss hier schleunigst verschwinden.

Mein Herz klopft wild in meiner Brust, und die Übelkeit steigert sich mit jeder Sekunde. Trotzdem reiße ich mich zusammen und werfe das Handtuch zusammen mit meiner blutdurchtränkten Bluse in den Abfall. Anschließend haste ich ins Schlafzimmer und tausche den schwarzen Minirock gegen eine Jeans und einen Hoodie, die ganz hinten in meinem Schrank an eine andere Zeit erinnern. Eine Zeit, in der ich aus heutiger Sicht noch frei war. Eine Zeit, bevor ich nach Seattle kam und mein Leben plötzlich eine Richtung einschlug, die es niemals hätte nehmen sollen. Mit letzter Kraft stopfe ich ein paar Shirts und Outdoorhosen sowie Wäsche zum Wechseln in meinen riesigen Wanderrucksack, der ebenfalls in den Untiefen meines Kleiderschranks nur darauf gewartet hat, dass ich in die Welt zurückkehre, in die ich zwar auch nie richtig gepasst habe, die mir aber vertrauter ist als alles in dieser Stadt. Wahrscheinlich werde ich auch in nächster Zukunft nicht herausfinden, wo eigentlich mein Platz ist. Aber dieser Wunsch ist inzwischen auch nicht mehr wichtig. Erst mal muss ich das hier überleben.

Immer wieder zuckt mein Blick zur Eingangstür meines Apartments. Ich rechne sekundlich damit, dass irgendwelche zwielichtigen Männer durch die Tür stürmen und mich mitnehmen. Aber nichts dergleichen passiert. Weder als ich in meine Wanderschuhe schlüpfte noch als ich alles Nötige zu den Klamotten lege. Eine Flasche Wasser, Duschgel und mein übrig gebliebenes Bargeld. Als Letztes stecke ich noch eine Karte von Montana ins Seitenfach. Mein Großvater hat sie mir vor Jahren geschenkt, als ich aufs College gegangen bin. Scherzhaft, damit ich die Heimat wiederfinde. Damals hat keiner von uns damit gerechnet, dass ich sie mal brauchen würde, um fluchtartig das Land zu verlassen. Ich unterdrücke ein weiteres Aufschluchzen und sehe mich prüfend um. Mein Handy habe ich schon seit Tagen nicht mehr. Ausweispapiere besitze ich auch nicht mehr. Sie gehören ihm. Genau wie ihm alles an mir gehörte, was für ihn von Belang war.

Das Gefühl, sobald ich an seinen leblosen, blutüberströmten Körper denke, droht mich in die Knie zu zwingen. Aber ich muss stark bleiben, darf die Emotionen nicht an mich heranlassen. Andernfalls habe ich keine Chance.

Als ich eine gefühlte Ewigkeit später die Autoschlüssel ergreife und die Klinke bereits in greifbarer Nähe ist, halte ich noch ein letztes Mal inne und sehe mich um. Lasse meinen Blick über das kleine, jedoch gemütliche Wohnzimmer schweifen, in dem ich anfangs so viele Stunden geweint habe, weil ich Heimweh hatte. Aber in dem ich mich auch nach einiger Zeit sehr wohlfühlt habe.

Meine erste eigene Wohnung. Ich mochte sie. Die aus weißem Metall geschwungene Wendeltreppe, die ins Schlafzimmer führt, von dem aus man die Space Needle sehen kann. Und die moderne winzige Küche mit

den roten Hochglanzfronten.

Hier habe ich mir ein Leben aufgebaut. Nur leider ohne zu wissen, dass ich mit Vollgas in eine Sackgasse schlittere.

John hat diese Wohnung von Anfang an nicht gemocht. Sie war ihm zu klein, zu unbedeutend. Nicht protzig genug. Vielleicht hätte das schon ein erster Hinweis für mich sein müssen, dass wir nie und nimmer die gleichen Werte vertreten. Aber diese Sache zwischen uns hat so traumhaft begonnen, dass die rosarote Brille den Blick auf seinen wahren Charakter verhindert hat. Vielleicht war ich sogar vollkommen blind.

Als ich das erste Mal in seinem Büro stand, hielt ich den neuen Job und meinen Boss für zu schön, um wahr zu sein. Eine moderne Version von Cinderella. Ich, die bislang noch nie Großstadtluft geschnuppert hatte, in einem voll verspiegelten Wolkenkratzer. Und dann dieser Mann.

Meine Erinnerungen an diesen Tag schaffen es an dem vielen Blut der vergangenen Stunden vorbei. Vor meinem inneren Auge kann ich uns beide sehen. Ich, wie ich in meinem neu gekauften Hosenanzug zittere. Er ein Gentleman durch und durch. Noch heute kann ich sein herbes Parfüm riechen, als er meine Unbeholfenheit mit einem Lächeln abtat. Mir die Hand reichte und mich fragte, ob wir die Details meines neuen Jobs bei einem Lunch besprechen wollten.

Es erschien so einfach, sich in seiner Nähe wohlzufühlen. Sie zu genießen und sich fallen zu lassen.

In den Wochen darauf stellte er mir Blumen auf den Schreibtisch, brachte mich jeden Abend zu meinem Auto und verführte mich auf seinem Schreibtisch, wenn nur noch wir zwei im Büro waren. John war aufmerksam und charmant. Alles an ihm schien perfekt. Er schenkte mir so viel Aufmerksamkeit, wie ich sie nie zuvor bekommen hatte.

Aber wer weiß, vielleicht wollte er mich so einfach im Auge behalten.

Ob das der Wahrheit entspricht, werde ich wohl niemals erfahren, und wahrscheinlich will ich es auch überhaupt nicht hören. Weil es noch mehr von meinem Vertrauen zerstören würde.

Mein Atem bebt, als ich mich von der Vergangenheit losreiße. Während ich noch einmal tief Luft hole und das Apartment verlasse, versuche ich, die Erinnerungen abzuschütteln. Vorsichtig und mit angehaltenem Atem spähe ich um jede Ecke. Es sind quälende Minuten, bis ich endlich bei meinem alten Wagen angekommen bin.

Erst als ich hinterm Steuer sitze und auf den Highway Richtung Osten fahre, kann ich langsam aufatmen. Allerdings bleibt die Erleichterung aus, denn das, was heute Abend geschehen ist, wird mich verfolgen, egal, wohin ich fahre. Die Worte, die ich gehört habe, die Bilder, die sich in mein Gehirn gebrannt haben. All das hallt viel zu präsent in meinem Kopf nach und lässt sich nicht abschütteln.

Hier und heute ist das Leben, wie ich es kannte, vorbei. Diese

Erkenntnis lastet schwer auf meinen Schultern und drückt mich mit jeder Meile tiefer in den Sitz meines Toyotas.

Vor meinem inneren Auge spielen sich die Bilder in Dauerschleife ab.

John, der leblos vor mir liegt. Die himmelblauen Augen weit aufgerissen. Das viele Blut, das aus seinem Bauchraum quillt, ganz gleich, wie fest ich die Hände auf die Wunde drücke. Und die grauenhaften Geräusche, die er dabei von sich gegeben hat. Dieser starke Mann hilflos und winselnd auf dem Fußboden. Surreal und doch die bittere Realität dieses Abends. John Falcon ist tot.

Die Angst sitzt mir im Nacken. Ich habe alles gesehen. Bin Zeugin dieser schrecklichen Nacht.

Ich habe keine Ahnung, in was ich mich da hineinmanövriert habe.

Nur eins ist sicher: Ich muss weg. Weit weg.

Die Männer, deren blutige Handschrift ich heute Abend live erleben musste, werden sicher keine Ruhe geben, ehe sie mich gefunden haben. Sie haben mich gesehen. Wissen, wer ich bin.

John mag mich ins Verderben gestürzt haben. Wie mit einem Vakuum in eine Welt gezogen haben, von der ich nicht mal geahnt habe, dass sie außerhalb von Fernsehserien existiert. Und doch hätte ich ihm das grauenvolle Ende dieses Tages niemals gewünscht. Immerhin würde mich das zu einem schrecklichen Menschen machen.

Neue Schluchzer bahnen sich ihren Weg an die Oberfläche. Mein Kopf ist zu voll, um all die Gedankenfetzen zu sortieren. Vorerst muss ich Abstand zwischen mich und Seattle bringen. Und Abstand zwischen mich und die Falcon-Familie.

Kurz betrachte ich die untergehende Sonne, die die Skyline der Stadt im Rückspiegel in rotes Licht taucht, doch am liebsten würde ich die Augen schließen und bittere Tränen weinen. Aber ich darf nicht. Ich muss fokussiert bleiben, um aus der Stadt zu gelangen. Weg von diesen Menschen, denen unsere Gesetze und Werte nichts bedeuten. Weg von dem Schauplatz dieses fürchterlichen Verbrechens, das mich nie wieder loslassen wird. Mir ist klar, dass ich zur Polizei hätte gehen sollen.

Ich habe darüber nachgedacht, aber die unumgängliche Wahrheit ist – Ich habe Angst. Nach allem, was heute geschehen ist, vertraue ich niemandem mehr.

Unwillkürlich trete ich das Gaspedal noch etwas fester durch. Solange mich keine Verkehrskontrolle anhält, spielen Geschwindigkeitsüberschreitungen und Strafzettel keine Rolle mehr. Zumal all meine Ausweispapiere fein säuberlich mit meinem Ersparten in Johns Safe liegen. Mir ist bloß eine einzelne Kreditkarte geblieben. Aber ich bin nicht so naiv, sie zu benutzen. Natürlich würden sie mich damit sofort aufspüren.

Deshalb sind es nur ein Rucksack voll Klamotten und die letzten

fünfhundert Dollar Bargeld aus meinem Versteck in der Keksdose, die mir bleiben, um irgendwie über die Grenze nach Kanada zu kommen. Und ich weiß auch schon, wie.

Ich straffe die Schultern. Atme tief durch.

Die Rockies.

Die Berge von Montana sind meine einzige Chance. Ich kenne die Wildnis. Ich kenne die Gefahren, und ich kenne den Schutz, den die Natur bieten kann. Kein GPS. Keine Gesichtserkennung. Nichts. Ich mache mich unsichtbar. So unsichtbar, dass nicht mal die Falcons oder ihre Feinde mich finden können. Denn dort bringen ihnen weder Geld noch korrupte Menschen irgendeinen Vorteil.

Seite 32

ISABEL KRITZER

FALLING SLOWLY

PROLOG

Malvern im Oktober

happy b-day to me

Gerade als ich mir einbilde, den Abend planmäßig hinter mich bringen zu können, sehe ich ihn.

Groß und dunkel, wie ein drohendes Unwetter, steht er am oberen Ende der mit Nero-Portoro-Marmorplatten belegten Treppe, die in das Gewölbe des geheimen Partykellers von Wyford führt. Sein maßgeschneiderter schwarzer Anzug sitzt wie eine zweite Haut über den breiten Schultern, umschmeichelt jede Linie seines muskulösen Körpers, und in seinen Augen – diesen Augen – brodelte die düstere Entschlossenheit eines herannahenden Gewitters.

Mein Herz setzt einen Schlag aus.

Zehn Meter Luftlinie, zwanzig nachtdunkle mit goldenen Adern durchzogene Stufen trennen uns, und doch fühlt sich sein Blick wie ein Sog an, dem ich nicht entkommen kann. Düster aber vertraut. Und er sieht direkt zu mir, als würde er mich durchschauen und wissen, welchen Plan ich heute verfolge – und wohin er will.

Zu mir.

Die Absurdität der Gedanken löst aus meiner Kehle ein verhaltenes Lachen, das fast vollständig in der lauten Geräuschkulisse der Party um mich untergeht. Gut so. Es klang überfordert und fühlt sich im stummen Nachhall zu roh, zu schmerzhaft an; wie ein Echo des Abgrunds, der seit jener Nacht vor zwei Jahren in meiner Seele klafft. Wie damals, als seine Stimme die Luft durchschnitt, mit dieser brutalen Härte. Und ich nichts mehr sah – außer das Schwarz in seinen Augen – und nichts mehr fühlte – außer dem

schattenschwarzen Nachhall all dessen, was passierte.

Ich will das nicht.

Will ihn nicht.

Brauche sein plötzliches Interesse nicht.

Nicht heute Nacht, auf meiner Geburtstagsfeier, zwischen perlmuttfarbenem Champagner und vorgeblich glänzender Exzellenz.

Und schon gar nicht, nachdem ich mir meine langen honigblonden Haare für jemand anderen gelockt und das fließende, fliederfarbene Ralph & Russo-Taftkleid mit dem gewagten Rückenausschnitt zu den hauchzarten silbernen Heels für jemand anderen angezogen habe.

Nämlich für Clark III., der aristokratisch neben mir an der Bar lehnt und selbstzufrieden lächelt, überzeugt davon, dass mein leises Lachen eben einem seiner schlechten Scherze galt.

Trotzdem lässt jeder Schritt, den er jetzt näherkommt, die Luft in meiner Lunge dünner werden. Alles an ihm – die verschlungenen Tattoos, die an den Unterarmen trotz der perfekten Schnitfführung seines Anzugs hervorlugen, die unmissverständliche Art, wie er sich mit lässiger Selbstverständlichkeit die Treppe hinunterbewegt und an den millionenschweren Erbinnen und Erben vorbeigeht, die hier unter den von Patina überzogenen Kronleuchtern versammelt sind –, jede entschlossene Bewegung auf seinem Weg zu mir, schreit danach, meinen Plan für diese Nacht zu durchkreuzen.

Clark III. verblasst zusehends in meiner Wahrnehmung, während er sich mühelos die letzten Meter seinen Weg durch die Crème de la Crème von Wyford bahnt, die die Campus Kings zur Party geladen haben.

Als er schließlich vor uns steht, ignoriert er meine Begleitung vollständig. Seine Aufmerksamkeit gilt allein mir.

»Happy Birthday«, raunt Eight mit seiner tiefen Stimme. Sie klingt überraschend sanft, viel zu sanft, und erwärmt die kühle Luft des Kellers. Er beugt sich vor, kommt näher, zu nah. »To you.«

Ich halte den Atem an.

»Eisprinzessin«, haucht er rauer an der zarten Haut direkt unter meinem Ohrläppchen.

Etwas Warmes, Weiches, flimmert in meiner Brust. Etwas, das mich tief berührt, das mich erfüllt und mit einer seidigen Hitze durchflutet, während es mir am ganzen Körper Gänsehaut verursacht und mich im Inneren zerreißt.

Ich möchte es am liebsten ersticken, dieses Gefühl, weil es so ambivalent und unwillkommen ist – doch es hat sich schon ausgebreitet, von meinem Herzen bis auf meine Haut und von dort viel zu schnell bis zu den Zehen- und Haarspitzen. Denn mein Spitzname, der hier auf Wyford ein stechender Titel für mich ist, klingt aus seinem Mund geradezu kostbar. Zu kostbar. Zu wichtig.

Wie ein Wort für jemanden, der ihm wirklich etwas bedeutet.

Aber das darf nicht sein.

Das kann nicht sein.
Oder?

KAPITEL 1
London im August
social season

Zwei Monate zuvor

Niemand spricht von gesellschaftlichen Verpflichtungen, denn sie sind uns allen in Fleisch und Blut übergegangen. Wir sind das Establishment. Wir haben sie mit der Milch aus den Flaschen aufgesogen, die unsere Zofen uns in eleganten Stadthäusern in Londoner Wohnvierteln wie Mayfair und Belgravia an unsere winzigen Mündler gelegt haben. Oder auf historischen Anwesen im nordwestlichen Lake District, charmanten Landsitzen in den zentralen Cotswolds oder in exklusiven Küstenorten wie Sandbanks und Salcombe. Und wie sehr wir auch danach streben, unseren Verpflichtungen zu entkommen, – jeder Skandal ist irgendwann ausgesessen, jede Rebellion verblasst. Und wir kehren zurück, auf's gesellschaftliche Parkett.

Dann treten die Mütter in Aktion.

Mit der jährlichen Wiederholung der Social Season, einer halbjährigen Abfolge von Festen und exklusiven Events zwischen Juli und Ende Januar, wird nicht nur der gesellschaftliche Status jedes einzelnen aktualisiert, zugleich bestätigt sie den Familien, und den Medien, die stete Existenz unserer High Society. Dafür wird geplant, was das Zeug hält sowie die Budgets hergeben; es wird aufgetrumpft, posiert, geprahlt und gekuppelt, als gäbe es kein Morgen. Meine Mutter, Elienne Harringtone, bildet da keine Ausnahme. Ganz im Gegenteil: diese Social Season wirkt sie wie auf einer Mission. Makellos gestylt – bis in die Spitzen ihres hellblonden Bobs – führt sie Regie, begleitet von ihrem typischen Duft nach edlem Sandelholz und einer blumigen, kühlen Frische. Ich mag ihn. Gleichzeitig schüchtert er mich wie immer ein wenig ein. Genau wie sie und meine Vermutung, dass sie in Gedanken schon meine Hochzeit plant.

Ohne mich!

Neben ihr stehend frage ich mich, warum ich überhaupt mit zum heutigen Empfang ihrer Freundin Lucinda Bellingham in Mayfair gekommen bin, zu dem Mum mich so charmant eingeladen hat. Warum ich zwanzig Minuten lang meine blonden Haare in Form geföhnt habe, vor allem aber, warum ich mich in das Bandage-Cocktailkleid von Hervé Léger zwingen musste? Konnte ich nicht früher bemerken, dass sich dieser Fast-Fashion-Fail wie ein glitzerndes Korsett aus Schleifpapier anfühlt? Ich hasse reibende Kleidung, alles daran lenkt mich ab. Deshalb trage ich meist Bustiers statt BHs – weniger Druck, keine steifen Bügel, kein Hakenverschluss. Bei dem Kleid ist

das Bustier eingearbeitet, aber an dem unangenehmen Gefühl kann ich nichts mehr ändern, genauso wenig wie an meiner Anwesenheit hier. Nicht, dass mein Erscheinen in der Bellinghamschen Villa zur Debatte gestanden hätte. Verpflichtend sind zwar während der Social Season nur die Höhepunkte, nämlich der Debütantinnenball im Juli und die auf verheiratete Paare ausgerichtete Beaux-Arts-Party im Januar, doch es ist ein ungeschriebenes Gesetz, dass man sich dazwischen bei einer Reihe elitärer Veranstaltungen trifft. Genau wie man den Dezember grundsätzlich im weihnachtlichen London verbringt, bis zum letzten Tag des Jahres und den exklusiven Silvesterpartys.

Ehrlich gesagt ist es mir schon jetzt, auf diesem Empfang, zu voll, zu laut und die Wände scheinen immer näher zu kommen. Wie gerne würde ich im smaragdgrünen Marmorboden unter den Sohlen meiner Louboutin-Pumps versinken. Ich will definitiv nicht hier sein, – das wird mir klar, noch bevor Mum ihre filmreife Aufzählung meiner Vorzüge vor den männlichen Singles, die bei uns stehen, fortsetzt: »... intelligent, musikalisch, ...«

Nicht nur ihr übertriebenes Lob, nein, alles an diesem Event, ist in meinen Augen so charmant wie ein Großmarkt. Und das Anpreisen von Vieh dort. Bislang hat zwar noch keiner nach einem Zahnbefund von mir gefragt, aber wir sind ja auch gerade erst angekommen. Und was mir an Lebhaftigkeit fehlt, macht Mum leider wett.

Mit einem Strahlen endet sie mit den Worten: »... und sie spricht fließend Latein – wobei, das braucht man ja heutzutage kaum noch, außer vielleicht für antike Flirtstrategien.« Sie lacht geziert.

Ich nicht.

Doch manche der Typen um uns, die alle etwas älter sind als ich, wirken amüsiert und scheinen mich tatsächlich mit ernsthafter Aufmerksamkeit zu mustern, obwohl ich nun wirklich kein Interesse an irgendeinem von ihnen erkennen lasse.

»Ach, und sie ist unglaublich loyal. Wenn sie jemanden mag, dann richtig. Louanna hat ein reines Herz – aber das sagen Mütter ja immer, nicht wahr?«

Ich möchte am liebsten laut seufzen, aber ich will Mum nicht brüskieren.

Die Social Season ist, wie sie ist. Und vielleicht habe ich in den letzten Wochen einfach zu viel Zeit mit Clark Edward Richard III. verbracht, meinem Tanzpartner beim Debütantinnenball am vergangenen Wochenende.

His Royal Highness hat dunkelbraune Augen im aristokratischen Gesicht, kurzes, ebenholzfarbenedes Haar und ist durchaus charmant, hat allerdings unsere Gespräche auch eher allein bestritten – und sie haben sich alle um sein

Pferd Imperial Valor gedreht, das einen genauso makellosen Stammbaum vorweisen kann wie er. Clarks Familie gehören weitläufige Ländereien. Doch trotz allem Charme hat er meine Geduld strapaziert. Amüsant war immerhin, dass er den Damen von der Vogue UK, die traditionell alle Debütantinnen und Debütanten für ein digitales Special interviewen, auch vor allem von seinem

Pferd vorgeschwärmt hat. In einer Weste, die aussah wie aus der Garderobe eines BBC-Historienfilms. Man mag es kaum glauben, aber wir wurden nicht zum interessantesten Pärchen der Saison erklärt. Stattdessen kamen Estelle Seraphina Blair Moorland und ihr schmieriger Tanzpartner Damian Crowley II. auf das Cover des Specials. Was für ein Glück. Ich hatte schon befürchtet, Clark würde sein Pferd mit zum Covershooting bringen – und die Nachwelt braucht nun wirklich kein Vogue-Cover mit Clark, mir und dem Vollblut, das womöglich aus einer der für das Foto obligatorischen Meissen-Porzellan-Tassen Tee säuft.

»Lächeln schadet nicht, Liebes. Du wirkst sonst so ... akademisch«, flüstert Mum mir zu, während die anderen inzwischen über irgendwas lauthals lachen.

Ich komme ihrem Wunsch nach und lächle. Natürlich.

Und natürlich sieht Mum das mit dem Cover ganz anders. Sie hatte gehofft – wie sie es gerade bei jedem Single hofft – His Royal Highness würde im Verlauf der Wochen, nach all der Vorbereitung und den Proben, gerne mehr für mich sein. Dass dem so ist, glaube ich sogar, aber ich weiß nicht recht ... Offen gestanden frage ich mich, ob meine Unfähigkeit, mich auf jemanden einzulassen, nicht vielleicht sogar an mir liegt – daran, dass ich seit Langem niemanden mehr richtig an mich herangelassen habe.

Oh Mann, mache ich mir jetzt schon selbst etwas vor? In Wahrheit habe ich doch bisher niemanden wirklich an mich herangelassen – na ja, fast niemand ...

Seite 38

EMMA NOYES

SOUL OF SHADOW

Charlie versuchte, sich an das Versprechen zu halten, das sie ihrer Mutter gegeben hatte, und sich vom Wald fernzuhalten. Sie versuchte es wirklich. Sie versuchte es, als sie mit anhörte, wie ihr Bruder Mason aufgeregt am Handy mit seinen Freunden über den Baum mit den seltsamen Zeichen redete. Als ihre Mom die ganze Zeit die Nachrichten laufen ließ. Sogar als sie einem »Experten« nach dem anderen (Universitätsdozenten aus der Gegend mit wer weiß was für Abschlüssen) bei dem Versuch zugehört hatte, den nordischen Symbolen einen Sinn abzuringen. Sie hatte versucht, nicht an das Geheimnis zu denken. Sie hatte sich eingeredet, sie würde sich dieses Ziehen in der Brust nur einbilden und sie hätte erst gar nicht dort rausgehen sollen.

Also, ja. Sie gab sich wirklich Mühe. Aber letztendlich reichte eine einzige Textnachricht. Eine einzige lausige Nachricht von ihrer Freundin Lou, in der stand Los, wir gehen ermitteln, und schon war sie aus der Tür.

Sie nahm den Ford. Sie wusste, dass Mason ihr dafür die Hölle heißmachen würde – er ritt immer sehr auf seinem Recht als Ältester und großer Bruder herum –, aber es war genauso ihr Auto wie seins. Das hatte ihre Mom an Charlies sechzehntem Geburtstag klargestellt.

Es war ein altes Auto. Ein dunkelgrüner Bronco mit Gangschaltung. Wenn

man schneller als sechzig Meilen pro Stunde fuhr, gab der Motor komische Geräusche von sich, aber Charlie liebte den Wagen trotzdem. Er hatte einen ganz besonderen Platz in ihrem Herzen. Ihre Fahrkarte in die Freiheit, auch wenn sie eigentlich nicht wusste, wovon sie denn frei sein wollte. Oder wofür. »Wo ist Abigail?«, fragte sie, als Lou einstieg und die Tür hinter sich zuschlug. »Sie hat kein Interesse, sich uns anzuschließen.« Lou schnallte sich an und streifte ihre Schuhe ab. Dann lehnte sie sich weit nach hinten und legte die in Socken steckenden Füße aufs Armaturenbrett. »Du hättest mal lesen sollen, was sie mir geschrieben hat. Wohin wollt ihr? Das ist ein Tatort, Lou! Hast du eine Ahnung, wie verboten das ist?! Und ich dann: Gut, dann kann ich ja ›verhaftet wegen Rechtsbehinderung‹ in den Lebenslauf schreiben, von dem du die ganze Zeit redest.« Lou lachte laut und schlug sich aufgekratzt aufs Knie. Dann richtete sie sich auf und schüttelte sich plötzlich ernst das lange, in einem hellen Kastanienbraun schimmernde Haar aus dem Gesicht. »Hey, können wir bei Starbucks vorbeifahren?«

Charlie starrte ihre beste Freundin an. »Du willst dir auf dem Weg zu einem Tatort noch einen Latte holen?«

»Klar.« Lou richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Straße. »Diese Ermittlerin braucht dringend Koffein.«

Die Lichtung war mit Polizeiband abgesperrt. Streifenwagen waren von der Straße runter quer durch den Wald gefahren und hatten so nah wie möglich am Tatort geparkt. In sicherer Entfernung von der Polizei bildeten Live-Übertragungswagen einen Ring um die Szene. Reporter hielten sich Mikrofone vors Gesicht und redeten in überdimensionale Kameras. Charlie und Lou versteckten sich hinter zwei Kiefern mit teilweise verdeckter Sicht auf den Tatort.

»Was genau machen wir eigentlich hier?«, fragt Charlie. »Wir versuchen jetzt nicht, durch die Absperrung zu kommen, oder? Das werden die nicht zulassen.«

»Nein, nein.« Lou winkte mit der Hand, in der sie einen Iced Vanilla Latte hielt – den natürlich Charlie bezahlt hatte. »Die Polizei konzentriert sich gerade ganz auf diesen Bereich. Wir sind hier, um andere Hinweise zu finden. Die Sachen, die denen da entgehen.«

»Zum Beispiel?«

Lou zuckte mit den Schultern. »Irgendwas. Ich schlage vor, wir teilen uns auf und sehen uns einfach mal um. Ich gehe nach Osten, du gehst nach Westen.« Charlie hob die Brauen. »Hältst du es wirklich für vernünftig, wenn wir uns aufteilen? Wir sind hier immerhin in genau dem Wald, in dem jemand, den wir kennen, entführt wurde. Oder ermordet. Oder beides.«

»Wahrscheinlich ist es nicht die beste Idee«, stimmte Lou ihr zu. »Aber so geht's schneller, und du weißt ja, dass ›vernünftig sein‹ mir ziemlich egal ist, also machen wir es trotzdem.«

Lachend schüttelte Charlie den Kopf. »Weißt du überhaupt, wo Osten ist?«

»Klar.« Lou deutete durch die Bäume auf das blaue Leuchten in der Ferne.
»Der Lake Michigan liegt immer westlich. Manchmal passe ich in der Schule auch auf, weißt du.«

Charlie hob die Hände. »Okay, okay.«

»Super. In zwanzig Minuten treffen wir uns wieder hier.« Lou salutierte, dann wandte sie sich ab. Über die Schulter rief sie noch zurück: »Versuch, dich nicht umbringen zu lassen, ja? Sonst kriege ich es mit Abigail zu tun.« Immer noch lachend tastete Charlie in ihrer hinteren Hosentasche nach dem Kartendeck, das sie beim Verlassen ihres Hauses eingesteckt hatte. Das war eines ihrer Rituale. Manche würden es auch Aberglauben nennen. Es war das Deck, das sie nach Sophies Tod gekauft hatte. Die Karten, die ihr durch die schlimmste Zeit der Trauer geholfen hatten. Als sie sich vergewissert hatte, dass es noch da war, wandte sie sich nach Westen und ging los.

Sie kam nur langsam voran, und sie wusste nicht richtig, wonach sie überhaupt suchte, also sah sie sich möglichst alles genau an: den Boden, der mit Blättern, Kiefernnadeln und unter ihren Schuhen zerbrechenden Zweigen übersät war; die Sträucher, die entweder dick und grün oder voller Wachholderbeerennadeln waren, die sie in die Finger stachen, wenn sie versuchte, die Äste beiseitezuschieben; und die Bäume. Die Bäume interessierten sie am meisten. Immerhin war es ein Baum, der mit diesen nordischen Symbolen verunstaltet worden war und an dem Robbies Schuhe gehangen hatten. Charlies Bauchgefühl verriet ihr, dass die Bäume ihr die Antwort liefern würden, nach der sie suchte.

Vor einer Birke blieb sie stehen. Ein schlanker, kräftiger Stamm mit papierdünnen Rindenblättern. Man hätte leicht einfach daran vorbeilaufen und das Symbol übersehen können, das knapp über ihrer Augenhöhe ins Holz geritzt war. Das Symbol, über das gerade alle redeten.

Der Odinsknoten.

Charlie trat näher heran. Sie streckte die Hand aus, um über die tiefen Rillen der verschlungenen Dreiecke zu streichen. Diese Version war kleiner als das Zeichen, das so markant im Stamm der Esche prangte. Die Schnitte waren nicht so harsch, nicht so voller Zorn in die Rinde geschnitten worden. Diesen Odinsknoten hatte jemand fast zärtlich, vielleicht sogar ehrfürchtig geschnitzt.

»Du bist ja verdammt mutig«, sagte eine Stimme hinter ihr.

Charlie stieß ein leises Keuchen aus und fuhr herum.

Vor ihr stand ein Junge, den sie noch nie gesehen hatte. Für einen Ort wie Silver Shores war das ungewöhnlich. Er musste etwa in ihrem Alter sein, hatte mitternachtsschwarzes Haar, das an den Seiten kurz geschnitten, auf dem Kopf jedoch lang und wild war. Seine Augen schimmerten in einem verblüffend leuchtenden Grün. Um seinen weißen Hals trug er eine lange, dünne Kette. Jep, definitiv ein Neuankömmling. An ihn würde sie sich erinnern, an seine Werbefotoschönheit und sein Gesicht, das einem auch aus

meilenweiter Entfernung auffallen musste, besonders in einem so kleinen Städtchen.

Charlie wich zurück. Wie war es diesem Fremden gelungen, sich völlig geräuschlos an sie anzuschleichen? Hier war alles voller Blätter und Zweige. Sie hätte seine Schritte doch hören müssen. Trotzdem stand er hier vor ihr. Mit schiefgelegtem Kopf. Und musterte sie.

Er schien es nicht eilig zu haben, das peinliche Schweigen zwischen ihnen zu füllen. Was sie nervös machte.

»Wer bist du denn?«, platzte sie schließlich heraus und verzog dann das Gesicht. Unhöflich, aber vielleicht hatte er es nicht anders verdient, dafür, dass er sich so an sie angeschlichen hatte.

Sein Mundwinkel hob sich auf einer Seite. »Ich heiße Elias. Und du?«

Seite 42

Beth O'Leary, Swept away

Wenn aus Only One Bed
plötzlich Only One Boat wird ...
Beth O'Leary jetzt bei everlove!

Liebe Leserinnen und Leser,

ich schreibe euch heute aus meinem neuen Schreibhäuschen: Es ist noch ganz leer, nur mein Schreibtisch, mein Laptop und natürlich eine Tasse Kaffee leisten mir Gesellschaft. Ich wollte diese Gelegenheit nutzen, um einmal Hallo zu sagen und euch ein wenig mehr über meinen neuen Roman Swept Away – Nach dieser Nacht ist Abtauchen unmöglich zu erzählen, der im Frühjahr 2026 endlich auf Deutsch erscheinen wird.

Diese Geschichte bedeutet mir besonders viel. Sie handelt von zwei Fremden, die nach einer gemeinsamen Nacht auf einem Hausboot plötzlich auf offener See verloren gehen. Schon als mir die Idee vor einigen Jahren zum ersten Mal kam, war ich sofort begeistert, und gleichzeitig fast ein wenig eingeschüchtert. Zwei Menschen, ein einziger, sehr begrenzter Raum, ein großes Abenteuer: Das schien mir damals fast eine Nummer zu groß.

Doch mit jedem weiteren Buch, das ich geschrieben habe, bin ich als Autorin gewachsen. Und dann wurde ich Mutter. Durch meinen Sohn, und auch durch die neue, tiefere Liebe zu meinem Mann, habe ich eine ganz neue Dimension von Gefühlen kennengelernt. Als jemand, der Liebesgeschichten schreibt, hat mich das natürlich sehr beschäftigt und inspiriert. Ich hatte plötzlich das Bedürfnis, über ganz große Gefühle zu schreiben, über tiefe Emotionen, die einen mitreißen. Und so kam die Idee zu Swept Away – Nach dieser Nacht ist Abtauchen unmöglich zurück, und diesmal fühlte sie sich nicht mehr zu groß an, sondern genau richtig. Mit diesem Buch möchte ich euch auf eine große Reise mitnehmen. Ich wünsche mir, dass euch diese Geschichte berührt, dass sie euch mitreißt und vielleicht sogar dazu bringt, bis spät in die Nacht weiterzulesen. Das ist mein Traum, und ich hoffe sehr, dass ihr genau das beim Lesen von Swept Away – Nach dieser Nacht ist Abtauchen unmöglich erleben werdet. Von Herzen alles Liebe und viel Freude beim Lesen

Eure Beth O'Leary

Liebst du: Abenteuer, Fo r c e d Pro ximity und
eine Liebe, die sich wie Schicksal anfühlt? Dann ist
Swept A way deine nächste Pflichtlektüre.«

»Beth O'Leary enttäuscht mich nie!«

»Abent euer, Humor, Herz – und genau die
richtige Prise Chaos: Dieses Buch hat mich ab
der ersten Seite gepackt.«

© Piper Verlag GmbH, Georgenstraße 4, 80799 München / www.piper.de
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an: info@piper.de

Seite 44

WERDE TEIL UNSERER COMMUNITY

#allyouneediseverlove

everlove.verlag everloveverlag

everloveverlag everlove-verlag.de

DU HAST WÜNSCHE, ANMERKUNGEN

ODER FEEDBACK?

Schreib uns gerne!

everlove@piper.de